

DER BETRIEBSWIRT

Rankings sind wissenschaftsfeindlich

Für die Karriere eines Forschers der BWL zählt nur eines: die Zahl der Aufsätze in einigen Wissenschaftsjournalen. Das führt zwar zu viel Transparenz – aber zu immer weniger Wissenschaft und zu einem stärkeren Elfenbeinturm-Denken. Der wichtige Dialog mit der Praxis bleibt auf der Strecke.

Von Margit Osterloh und Bruno S. Frey

Forschungsleistung wird in den Wirtschaftswissenschaften – aber nicht nur dort – zunehmend anhand von Rankings gemessen. Diese vergeben Positionen danach, wie viel und in welchen Fachzeitschriften jemand publiziert hat. Dahinter steht der Glaube, dass durch möglichst wenige, aber klare Leistungsindikatoren ein positiver Anreiz für wissenschaftliche Leistung geschaffen werde. Außerdem soll der Öffentlichkeit sowie fachfremden Wissenschaftlern eine transparente Rechenschaft über die Verwendung von Forschungsgeldern geliefert werden.

Dennoch sind Rankings mittlerweile in die Kritik geraten. Auf der 74. Wissenschaftlichen Jahrestagung des Verbandes der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft wurde ihr Einfluss kontrovers diskutiert (F.A.Z. vom 11. Juni). Der Deutsche Wissenschaftsrat hat jüngst empfohlen, Rankings nicht unabhängig von qualitativen Expertenurteilen zu verwenden. Dennoch kann sich kaum eine Ökonomin oder ein Ökonom erlauben, das einflussreiche Handelsblatt-Ranking zu ignorieren, welches aufgrund der Anzahl von Veröffentlichungen der Forscher in einflussreichen Journalen zustande kommt. Rankings (wie das auf automatisierter Basis erstellte internationale Ranking des ISI Web of Science) spielen heute eine wichtige Rolle bei Berufungen, bei der Besoldung und bei der Zuteilung von Forschungsressourcen.

Damit folgt man der gängigen Praxis, Gegenstände in Rangfolgen zu bringen und Hitlisten über Superstars, Bücher, Restaurants oder Fussballclubs zu veröffentlichen. Aber es gibt einen Unter-

Rankings – gemessen an der Zahl der Veröffentlichungen – spielen heute eine wichtige Rolle bei Berufungen, bei der Besoldung und bei der Zuteilung von Forschungsressourcen.

schied. Jedermann kann ein Restaurant- oder Bücherranking selber überprüfen, indem er das Restaurant besucht oder die Bücher liest. Diese einfache Nachprüfbarkeit ist in der Wissenschaft nicht gegeben.

Wissenschaftliche Ergebnisse müssen ständig von Fachleuten in Frage gestellt und neu diskutiert werden. Kontroverse Debatten – wie die Kritik der Volkswirtschaftslehre nach der Finanzmarktkrise – gehören zum Kern wissenschaftlicher Arbeit. Diese kontroverse Debatte zeigt aber auch, dass Fachleute oft irren. Es gibt viele Beispiele, dass Forschungsergebnisse von späteren Nobelpreisträgern lange Zeit von den Kollegen zurückgewiesen wurden und nicht veröffentlicht werden konnten. Statistiken zeigen, dass die Korrelation zwischen Gutachten mitunter nicht höher ist als die einer Zufallsauswahl. Sie ist allerdings höher bei Ablehnungen als bei der Annahme von Arbeiten. Schlechte Arbeit wird also leichter identifiziert als Spitzenleistung. Dennoch hat die Wahl der Gutachter einen entscheidenden Einfluss auf Annahme oder Ablehnung einer Publikation. Die Hoffnung, dass durch die Aggregation vieler Gutachter-urteile mittels Rankings ein Fehlerausgleich zustande kommt, ist trügerisch. Eine Analyse der International Mathematical Union sowie zahlreiche empirische Studien legen dar, dass der Schluss vom Ranking einer Zeitschrift auf die Qualität einzelner darin veröffentlichter Aufsätze zu einer hohen Fehlerwahrscheinlichkeit führt.

Trotz dieser fragwürdigen Grundlage verlassen sich viele Forschende auf Rankings anstatt auf ihr eigenes Urteil. Sie lassen sich urteilen – mit erheblichen unbeabsichtigten Nebenfolgen. Schuld daran ist nicht ihre Faulheit, sondern ein „Lock-in“-Effekt. Haben sich einmal bestimmte Rankings als Verteilungsschlüssel für Ressourcen und Reputation etabliert, ist es für eine Fakultät sinnvoll, nur solche Kolleginnen und Kollegen zu berufen, welche



Illustration Peter von Tresckow

im Ranking hoch angesiedelt sind. Das eigene Urteil spielt dann keine Rolle mehr.

Es tritt das Paradox der Leistungsmessung ein. Das Paradox besagt, dass alle Leistungsindikatoren mit der Zeit die Fähigkeit verlieren, gute von schlechten Leistungen zu unterscheiden, und dies umso mehr, je eindeutiger sie sind. Diese Wirkung entfaltet sich idealtypisch in drei Schritten. Leistungsindikatoren rufen erstens einen positiven Lerneffekt hervor. Sie machen deutlich, dass für gute Wissenschaft gute Publikationen wichtig sind. In der Tat wird heute viel mehr als in der vergangenen Forschergeneration in begutachteten Zeitschriften publiziert; so viel, dass nur noch die Hälfte aller Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften

von anderen als den Gutachtern gelesen werden. Jedoch treten zweitens auch perverse Lerneffekte auf, welche allerdings bei komplexen Sachverhalten schwer von den positiven Lerneffekten unterschieden werden können. Perverse Lerneffekte treten dann auf, wenn man den Fokus auf den Leistungsindikator legt und nicht auf das, was er messen soll. Menschen sind besonders kreativ, wenn es darum geht, bei Kennzahlen gut abzuschneiden, ohne die tatsächlich relevante Leistung zu erhöhen. Beispiele in der Wissenschaft finden sich zahlreich, etwa die Vernachlässigung der Lehre und der akademischen Selbstverwaltung, die Auswahl von Forschungsthemen danach, ob leicht erreichbare Daten vorliegen oder die Vernachlässigung von Buchpublikationen, weil diese nicht in Rankings gezählt werden.

Der dritte Schritt besteht darin, dass die Indikatoren wegen dieser Effekte ständig angepasst werden müssen. Dies kann aber nur durch erfahrene und erfolgreiche Fachleute vorgenommen werden, die selber im betreffenden Gebiet tätig sind. Diese haben allerdings eher einen Anreiz, eine solche Anpassung zu verhindern, wenn sie sonst die Kriterien unterminieren, nach denen sie Erfolg errungen haben. Im Ergebnis führt bei komplexen Sachverhalten wie der Forschung die Messung der Leistung mittels eindimensionaler Indikatoren tendenziell zu einer Verringerung der Aussagekraft der Leistungsmessung – paradoxerweise um so mehr, je mehr man dem Ruf nach „wenigen und klaren Indikatoren“ nachkommt.

Für die rankinggesteuerte Wirtschaftswissenschaft hat dies nachteilige Folgen. Die erste und schädlichste Folge besteht darin, dass der wissenschaftlich Diskurs und der organisierte Skeptizismus – das Herzstück allen wissenschaftlichen Arbeitens – unterminiert werden. Statt besserer Argumente zählt die Position im Ranking.

Zweitens werden Interdisziplinarität, Vielfalt von Forschungsansätzen sowie der Dialog mit der Öffentlichkeit und der Praxis behindert. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konzentrieren sich auf das, was in den Publikationsrankings zählt. Da dabei Artikel in populärwissenschaftlichen Organen nicht berücksichtig sind, werden nur noch Artikel in Fachzeitschriften geschrieben, welche auf eine spezialisierte Leserschaft abstellen. Überdies lassen sich unorthodoxe Beiträge schlechter in führenden Zeitschriften unterbringen, was zusätzlich zu einer Homogenisierung der Forschung führt. Ho-

mogenität der Forschung führt jedoch zu Forschungs-Silos und zu einer Überschätzung der eigenen Modelle und Ansätze. Eine solche Überschätzung wurde von zahlreichen Kritikern als Ursache der Finanzmarktkrise analysiert.

Drittens wird die für gute Forschung unabdingbare intrinsisch motivierte Neugier („taste for science“) durch ein wissenschaftsfremdes Ziel verdrängt, die Maximierung von Publikationen in Top-Zeitschriften („taste for publications“). Das geht bis zur akademischen Prostitution. Wie empirische Befunde zeigen, passen Autoren zu einem beachtlichen Prozentsatz ihre Papiere den Gutachter-Vorstellungen an, auch wenn sie überzeugt sind, dass diese falsch sind.

Viertens werden Forschungsmittel zugunsten rankingrelevanter Aktivitäten umverteilt, weil kleine Unterschiede eine große Bedeutung erhalten. Dies ist ablesbar an Titeln wie „Mannheimer Volkswirt drängen Zürich von Platz 1“ oder „Bei den Volkswirten geht es zu wie in der Fußball-Champions-League“. Deshalb fließt neuerdings viel Geld in den Einkauf von Stars – nicht selten zu Lasten des Nachwuchses. Dadurch treten Matthäus-Effekte auf im Sinne des „Wer hat, dem wird gegeben“. Dies erklärt, warum vergangene Rankings die stärkste Vorhersagekraft für gegenwärtige Rankings haben. Darüber hinaus entsteht die Gefahr, dass Forschungsimperien entstehen, für welche zusätzliche Ressourcen mit einem abnehmenden Grenznutzen einhergehen.

Was kann angesichts einer solchen Situation tun? Methodische Verbesserungen mögen die technische Qualität von Rankings heben. Jedoch können sie weder die Eindimensionalität und Abstraktion vom Kontext reduzieren, die per Definition zu jedem Ranking gehören, noch können sie die unbeabsichtigten, perversen Nebenwirkungen verhindern. Ein Boykott durch Individuen ist schwierig. Insbesondere junge Forschende können sich der „Lock-in“-Situation von Rankings nicht entziehen, wenn sie Karriere machen wollen. Vielmehr muss auf mehreren Ebenen jenseits von Individuen angesetzt werden.

Die für gute Forschung unabdingbare intrinsisch motivierte Neugier wird durch ein wissenschaftsfremdes Ziel verdrängt, die Maximierung von Publikationen in Top-Zeitschriften.

Erstens muss von den Wissenschaftsorganisationen dafür gesorgt werden, dass einzelne Rankings keine dominante Rolle erhalten. Zwar kann man Zeitungen oder anderen kommerziellen Ranking-Produzenten ihre Tätigkeit nicht verbieten. Aber wissenschaftliche Gemeinschaften wie der Wissenschaftsrat oder die Vereinigungen von Hochschulprofessoren dürfen sich weder daran beteiligen noch eigene Rankings durchführen. Sie tragen sonst mit einem „amtlichen Gütesiegel“ zur Dominanz einzelner Rankings bei.

Zweitens dürfen Rankings nie ohne eine Einbettung in qualitative Expertenurteile verwendet werden. Dies fordert auch der Deutsche Wissenschaftsrat. In sogenannte „informed peer reviews“ können im Gegensatz zu Rankings viele unterschiedliche Gesichtspunkte und Kontextfaktoren einfließen. Das Paradox der Leistungsmessung kann vermieden werden.

Drittens sollten „informed peer reviews“ auf wenige karriererelevante Entscheidungen beschränkt sein. Hierbei spielen Berufungen eine überragende Rolle. Tritt an die Stelle einer kontinuierlichen Bewertung durch Rankings ein sorgfältiges Auswahlverfahren mit gelegentlichen Zwischenevaluationen – wie dies den Prinzipien an der Harvard-Universität entspricht – dann wird der Spielraum für unorthodoxe Forschung erweitert.

Auszeichnungen befriedigen das Bedürfnis nach Sichtbarkeit außerhalb der engen Fachgemeinschaft, erfordern aber eine umfassende Würdigung der Wissenschaftsleistung.

Schließt das Auswahlverfahren auch die Einschätzung der wissenschaftlichen Neugier ein, dann kann mit einer dauerhaften Kreativität anstelle bloßer Maximierung der Publikationen gerechnet werden.

Diese Vorschläge haben den Nachteil, dass sie Qualität der Forschung für die Öffentlichkeit nicht leicht erkennbar machen. Diesem Zweck dient ein weiterer Vorschlag, dem verstärkten Einsatz von Auszeichnungen. Sie befriedigen das Bedürfnis nach Sichtbarkeit außerhalb der engen Fachgemeinschaft, erfordern aber eine mehrdimensionale Würdigung einer Leistung nach kontextspezifischen Kriterien. Werden allerdings – wie leider üblich geworden – Auszeichnungen an Forschende vor allem deshalb vergeben, weil ihre Arbeit in Top-Zeitschriften an der Spitze von Rankings veröffentlicht wurde, dann werden die geschilderte konträrativen Wirkungen eher verstärkt.

Alle diese Vorschläge tragen der Tatsache Rechnung, dass Wissenschaft nicht wie eine Hitparade funktioniert. Sie haben den Vorteil, dass sie zur dezentralen und diskursiven Beurteilung von Forschungsleistungen veranlassen. Sie sind zwar alles andere als fehlerfrei, vermeiden aber homogene Kriterien und blinde Flecken in der Forschung eher als eindimensionale Rankings. Sie fördern hingegen die dringend nötige Vielfalt gerade deshalb, weil sie nicht beanspruchen, objektiv und präzise zu sein. Wissenschaft floriert, wenn organisierter Skeptizismus und lebendiger Diskurs anstelle von vorgeblicher Gewissheit florieren.

Margit Osterloh ist Professorin an der Warwick Business School, University of Warwick, Großbritannien. Sie war bis 2011 Mitglied des Deutschen Wissenschaftsrates. Bruno S. Frey ist Distinguished Professor of Behavioral Science an der Warwick Business School, University of Warwick. Beide sind Forschungsdirektoren von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts, Zürich).

WIRTSCHAFTSBÜCHER

Der Mann aus der Judengasse

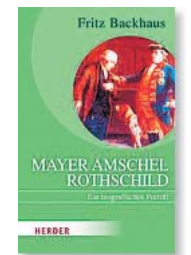
Ein biographisches Porträt des ersten großen Rothschild

„Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machten den unangenehmsten Eindruck, wenn man nur am Tore vorbeigehend hineinsah.“ Des jungen Johann Wolfgang Goethes (1749 bis 1832) erster Eindruck der damals ebenso berühmten wie berüchtigten Frankfurter Judengasse war kein allzu erfreulicher, doch gefiel ihm der zweite Blick auf deren Bewohner schon besser: „Indessen blieben sie doch das ausgewählte Volk Gottes, und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie auch Menschen, tätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe ihnen am Sabbat auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies.“

Ob der junge Goethe auf seinen Streifzügen durch die Judengasse dem nur wenig älteren Mayer Amschel Rothschild (1743/1744? bis 1810) begegnete, ist nicht bekannt und vielleicht auch nicht wahrscheinlich, weil der junge Rothschild im Alter von 11 Jahren nach Fürth geschickt wurde, wo er aber nur kurz blieb, ehe er nach Hannover wechselte, um im Bank- und Handelshaus von Wolf Simon Oppenheim als Gehilfe zu arbeiten. Sehr wohl mochte dem späteren Dichturfürsten in der Judengasse aber ein „zur Hinterpfann“ genanntes Haus aufgefallen sein, in dem die Familie Rothschild damals lebte. Die Vorfahren der Familie lassen sich seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankfurt nachweisen, aber erst Mayer Amschel begründete den Ruhm der Rothschilds.

Dem legendären Gründervater hat Fritz Backhaus, der stellvertretende Direktor des Jüdischen Museums in Frankfurt, ein schön und luzid geschriebenes, gleichzeitig kompaktes „biografisches Porträt“ gewidmet, das eine große Biographie schon deshalb nicht sein kann und will, weil besonders über die familiären Verhältnisse und die Jugend Mayer

Amschel Rothschilds leider nicht allzu viel bekannt ist. An die Stelle einer präzisen Lebensbeschreibung rückt Backhaus für jene frühen Jahre ein farbiges Panorama Frankfurts, das sich nicht auf die Judengasse und ihre damals erheblich zerstrittenen Bewohner beschränkt, sondern besonders auf die geistige wie auf städtebauliche Öffnung der alten Reichsstadt Frankfurts im Zeitalter der Aufklärung verweist.



Fritz Backhaus: Mayer Amschel Rothschild.

Herder Verlag, Freiburg 2012, 174 Seiten, 12,99 Euro

Wohl bekannt ist dagegen der Aufstieg Mayer Amschels, der nach seiner Rückkehr nach Frankfurt mit der Gründung eines Handelsunternehmens zusammen mit seinem Bruder Kalman begann. Mayer Amschel spezialisierte sich auf den seinerzeit wenig gebräuchlichen Münzhandel und gewann als ersten wichtigen Kunden den in Hanau lebenden hessischen Erbprinzen Wilhelm. Kurz nach seiner offiziellen Ernennung zum „Hessen-Hanauischen Hoffaktor“ ehelichte Mayer Amschel die rund zehn Jahre jüngere, ebenfalls aus der Frankfurter Judengasse stammende Gutle Schnapper.

Zielstrebig baute Rothschild sein Geschäft aus, das er um den Handel mit Antiquitäten und Wechseln erweiterte. Schließlich wurde er auch Bankier, Tuchhändler und Heereslieferant. Emsig auf Reisen, knüpfte er Kontakte zu den Herrschenden in Europa, und allmählich integrierte er seine Söhne, darunter den in London besonders erfolgreichen Nathan, in seine Geschäfte. Backhaus beschränkt sich aber nicht auf den Geschäftsmann Rothschild; sein „biografisches Porträt“ beschreibt auch den Kämpfer für die Emanzipation der Juden. GERALD BRAUNBERGER

Landflucht oder Landlust?

Das Dorf als Erfolgsmodell europäischer Vielfalt

Magazine wie „Landlust“, „Landidee“ oder „Mein schönes Land“ erreichen Auflagenrekorde. Die erfolgreiche neue Zeitschriftengattung scheint der Beweis für Gerhard Henkels These vom Dorf als „Erfolgsmodell europäischer Vielfalt“, Lebendigkeit, soziale Kompetenz und eine Kultur des Anpackens zeichnen intakte Dörfer bis heute aus, sagt der Geograph, der aus dem 2669-Seelen-Ort Fürstenberg in Ostwestfalen stammt. Die aktuelle Begeisterung für das Landleben feiert der vormalige Professor an der Gesamthochschule Essen mit einem gut zwei Kilo schweren, üppig bebilderten Buch. Er nennt das Dorf „ein zunehmend unbekanntes Wesen, das im öffentlichen Bewusstsein generell eine geringere Rolle spielt, als ihm eigentlich zusteht“. Dessen Wert für die Gesellschaft deutlich zu machen und dem ländlichen Raum mehr Anerkennung zu verschaffen ist das Anliegen seines bunten Kaleidoskops.

Das schmucke Großformat versteht sich als soziokulturelle Zeitreise in die dörfliche Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Politik vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Der Aufbruch deutscher Dörfer in die Moderne geschah danach um das Jahr 1800, als sich die Agrar- und Industriegesellschaft zu wandeln begann. Die Phase vehementer sozioökonomischer Veränderungen datiert zwischen 1950 und heute. Gerhard Henkel, Jahrgang 1943, hat die nachlassende Landwirtschaft und Infrastruktur, den hohen Verlust an dörflichen Arbeitsplätzen und die wirtschaftliche Verarmung in seinem kleinen Heimatort Fürstenberg in der Nähe von Paderborn von Kindesbeinen an gesehen. In seinem Buch als Summe seines Lebens und seiner Forschung ist davon zu lesen. Ein Kapitel beschäftigt sich sogar mit dem Kampf um manchen letzten Dorfladen in der Provinz, dessen Schließung die private Grundversorgung zum Problem macht.

Doch alles in allem wird ein durchaus positives Bild der ländlichen Wirtschaft präsentiert. Beim genaueren Hinschauen zeige sich die Ökonomie in der Provinz robust, vielseitig und ausgewogen: „Trotz mancherlei Wandlungen und Krisen sind Land- und Forstwirtschaft sowie Handwerk und mittelständisches Gewerbe bis heute die ökonomische Basis des ländlichen Raumes.“ Die Gewichtsverschiebungen hätten nicht dazu geführt, dass man ländliche Gegenden als Verlierer bezeichnen könne.

Detailliert beschreibt Henkel dörfliche Wirtschaften heute. Wir erfahren, dass Bauern inzwischen mit Sensortechnik und GPS statt mit Pflug und Ochsen arbeiten, dass neue Gewerbe im ländlichen Raum traditionelles Handwerk abgelöst haben und dass vielerorts auf Tourismus gesetzt wird. Weitgehend ausgespart bleibt, dass wuchernde Gewerbestandorte und Eigenheimsiedlungen das Areal um alte Dorfkern zersiedeln und

das die noch vorhandene herkömmliche Landwirtschaft in hohem Maße von Subventionen lebt und von der Politik vor Konkurrenz geschützt werden muss.

Auch die Heerscharen von Berufspendlern aus den 30 000 deutschen Dörfern in nahe Städte deutet Henkel lakonisch wie das Wetter: „Der moderne Dorfbewohner ist ein Pendler geworden“, schreibt er. „Angesichts der Schrumpfungprozesse in der Agrarwirt-



Gerhard Henkel: Das Dorf.

Thies Verlag, Stuttgart 2011, 344 Seiten, 49,95 Euro

schaft und im Dorfhandwerk haben sich die Dorfbewohner mehr und mehr ehemals städtischen Berufen zugewandt und sind als Arbeiter, Angestellte oder Beamte in Industriebetrieben oder diversen Dienstleistungsberufen meist in benachbarten Klein-, Mittel- oder Großstädten tätig.“ Welche sozialen Konsequenzen der Exodus für die Dorfgemeinschaft hat, wird nicht diskutiert.

Stattdessen richtet Henkel seinen liebevollen Blick auf den relativ hohen Wohlstand im ländlichen Raum, auch wenn dieser „nicht unbedingt aus allen Statistiken (wie zum Beispiel über Kaufkraft und Einkommen) ablesbar ist“. So gebe es eine beträchtliche Eigenheimquote, „mit über 80 Prozent mehr als doppelt so hoch wie in den Großstädten“. Außerdem trügen informelles Wirtschaften und soziales Kapital zum Wohlstand auf dem Land bei: „Die Menschen helfen sich gegenseitig - generell mehr als in der Stadt - mit Gütern und Dienstleistungen.“

Ein großes Plus sieht Henkel auch in der Ortsbezogenheit auf dem Land. Die Zufriedenheit mit dem von Kirchen, Festen, Vereinen und Nachbarschaft geprägten Wohnumfeld der Dorfbewohnerung sei mit 80 bis 90 Prozent doppelt so hoch wie vergleichbare Empfindungen in den Großstädten. Das sei eminent wichtig für die erfolgreiche Ansiedlung von Wirtschaftsbetrieben: „Die zufriedenen Einwohner sind ein weicher Wirtschaftsfaktor des ländlichen Raumes.“

Henkels durchaus nostalgisches Dorfkompodium endet zuversichtlich: „Mehr Licht als Schatten“ heißt das Fazit des Autors für das Dorf von heute. Allerdings wird die Sehnsucht nach einer vormodernen intakten Welt mit Familie, Nachbarschaft und Natur, Fachwerkgehäusern, Vereinen und Kirchengemeinde das Dorf in der globalisierten Welt allenfalls als blumengeschmückte Kulisse retten können. ULLA FÖLSING